

nun einmal keine dauernde nach festen Gesichtspunkten geleitete Organisation auf religiösem Gebiet. Vielleicht bringt diese Erkenntnis den einen oder andern Protestanten zu der Schlussfolgerung, die vor Jahren schon ein hochstehender Berliner Herr in die Worte kleidete: „Katholisch müssen wir doch alle wieder werden.“

Matthias Reichmann S. J.

„Plagiator Bergson“ — eine Kulturfrage.

Als ich mich mit dem Studium der neuesten französischen Metaphilosophie beschäftigte, um in diesen Blättern¹ einen Aufsatz über Henri Bergson zu veröffentlichen, waren mir einige Ähnlichkeiten in den Gedankengängen dieses Philosophen mit Schopenhauer aufgefallen. Jedoch war dieser Eindruck zunächst von nur flüchtiger Natur. Bald nach Veröffentlichung meines Aufsatzes hatte Dr. Jilés Antal aus Budapest die Liebenswürdigkeit, mir einen Abzug seines im Schopenhauer-Jahrbuch veröffentlichten Aufsatzes: „Bergson und Schopenhauer“ zuzusenden. In demselben nimmt der Verfasser zu einem Artikel von Professor Günther Jakoby: Henri Bergson, Pragmatism and Schopenhauer (in der Zeitschrift *The Monist*) Stellung, der auf verschiedene „Koinzidenzen“ Bergsons mit Schopenhauer hinweist. Dr. Antal stellt die These auf, daß Bergson in verschiedenen Teilen seiner Philosophie, vor allem in der Lehre von der Intuition, zum Teil vom Instinkt und von der Lebensschwungkraft, von Schopenhauer direkt abhängig ist; Bergson sei also nur „ein Effektiker und keinesfalls der Philosoph, der unserem Denken eine neue Richtung gegeben hat“ (S. 15).

Der vorhin erwähnte Eindruck wurde durch diesen Antalschen Aufsatz bedeutend verstärkt; immerhin hat er nicht vermocht, mich von einer direkten und eigentlichen Abhängigkeit Bergsons von Schopenhauer zu überzeugen.

Da erscheint eine Schrift von Professor Dr. H. Bönke: „Plagiator Bergson, Membre de l'Institut. Zur Antwort auf die Herabsetzung der deutschen Wissenschaft durch Edmond Perrier, Président de l'Académie des Sciences (Charlottenburg 1915, Huth). Diese Schrift verfolgt geradezu den Zweck, „auf die wörtlichen Übereinstimmungen in parallelen Gedankengängen aufmerksam zu machen, um daraufhin den Vorwurf des Plagiats in voller Schärfe zu erheben.“ „In Friedenszeiten“ — fährt der Verfasser fort — „hätten wir vielleicht, dem kosmopolitischen Zuge unseres Herzens folgend, eine derartige Angriffsweise verurteilen zu müssen geglaubt. Wir waren stets überzeugt, daß zum gedeihlichen Fortschritt der Wissenschaften das gemeinsame internationale Zusammenwirken aller Gelehrten die unerläßliche Vorbedingung bilde. Auch die Erfahrungen deutscher Kongreßteilnehmer im Auslande, die in den letzten Jahrzehnten eine zunehmende Isolierung der deutschen Gruppen beobachten konnten, haben uns nicht abgeschreckt. Wenn aber heute Männer wie Ramsay, die wir mit offenen Armen bei uns aufgenommen haben, uns die Gemeinschaft aufkündigen, dann wollen wir doch, in Gottes Namen, das Band zerreißen, das uns mit jenen Leuten verknüpft hat.

¹ Stimmen der Zeit Bd 89, S. 223—236.

Dann wollen wir uns aber auch auf uns selbst besinnen und ihnen klar und deutlich unsere Meinung sagen über das, was die Welt dem deutschen Geiste zu verdanken hat. Bergson hat von Schopenhauer geradezu alles entnommen, was seine Philosophie an wesentlichen Gedanken enthält" (S. 45).

So weitgehend diese These auf den ersten Blick zu sein scheint, so kann das reiche Material, das Bönke mit großer Gewissenhaftigkeit aus den Schriften beider Philosophen zusammengestellt hat, auf den aufmerksamen Leser seinen Eindruck nicht verfehlen. Nach Bönkes Ansicht beschränkt sich die Identität zwischen den beiden Philosophen nicht nur auf die großen Richtlinien ihrer Weltanschauung; sie erstreckt sich bis auf die feinsten Nuancen der persönlichen Darstellungsweise Schopenhauers, auf dessen zahlreiche Bilder und Vergleiche, ja sogar auf die Entgleisungen, die Schopenhauer bei der weiteren Durchführung seiner Vergleiche unterlaufen sind.

Auch der Nestor der deutschen Philosophie, Wilhelm Wundt, hält in einem inhaltreichen, kritischen und mit feiner Satire gewürzten Beitrage¹ zu Bönkes Schrift die These aufrecht, daß Bergson von der deutschen Philosophie abhängig ist. Wundt hält nur einen Teil der von Bönke angeführten Belegstellen für beweiskräftig, macht aber weiterhin darauf aufmerksam, daß Bergson noch mit andern deutschen Autoren auffällige Übereinstimmungen zeigt. So habe er den Begriff der „Einfühlung“ aus der deutschen Ästhetik entlehnt; der Begriff der „schöpferischen Synthese“ sei ursprüngliches Eigentum der gesamten Philosophie des deutschen Idealismus; die Ansicht von der Priorität des Lebens vor dem Leblosen habe er aus Schelling und aus Fichners *Zendavesta* und das Bild der Explosivstoffe der Lebensschwingkraft von dem hervorragenden deutschen Physiologen Ed. Pfleger.

Der Vorwurf des Plagiates, den Professor Bönke erhebt, ist so schwer, daß Bergson nicht umhin können wird, zu dieser Schrift Stellung zu nehmen. Und man darf gespannt sein, ob es ihm gelingen wird, sich von einem derartigen Vorwurfe gänzlich zu reinigen. Immerhin ist es möglich, daß er in jüngeren Jahren Schopenhauer eifrig gelesen und seine Ideen, ja seine bildliche Ausdrucksweise sich bis zu dem Grade angeeignet hat, daß ihm bei der Ausarbeitung seiner Werke das Bewußtsein völlig geschwunden ist, es mit ursprünglich fremden Ideen zu tun zu haben. Bergsons Eigenart trägt, wie ich früher schon ausgeführt habe, einen ausgesprochen künstlerischen Charakter. Und es ist eine bei Künstlernaturen ziemlich häufige Erscheinung, daß starke Eindrücke in Stunden späteren Schaffens durchaus mit dem Charakter ureigener, schöpferischer Entwürfe wieder emportauchen. Wie dem auch sei, Bergson wird auf den Ruhm der Originalität in vielen Punkten verzichten müssen.

Ist es nun auch angesichts dieser Sachlage im höchsten Grade bedauerlich, wenn Bergson sich fortreißen ließ, öffentliche Vorträge über die deutsche Barbarei

¹ Literarisches Zentralblatt für Deutschland Nr 46 vom 13. November 1915, S. 1131 ff.

zu halten, so liegt deswegen für uns noch nicht die Notwendigkeit vor, das Band, das uns mit der ausländischen Gelehrtenwelt verknüpft hat, schroff zu zerreißen. Glauben Männer wie Bergson und Ramsay dies im Namen der Kultur tun zu müssen, nun, so mögen sie es selbst verantworten. In absehbarer Zeit werden die internationalen Beziehungen nach dem Kriege doch wieder angeknüpft werden müssen. Dann wird der Kriegshaß und der heiß auflodernde, aber engbrüstige und kurzfristige Nationalismus einer ruhigeren Beurteilung und höheren Gesichtspunkten seinen Platz räumen müssen. Anderseits haben wir selbstverständlich keine Veranlassung, uns etwa denjenigen aufzudrängen, die jetzt von uns nichts wissen wollen. Das verbietet uns unsere Würde und unsere Selbstachtung. Aber wir wollen uns hüten, böse Beispiele nachzuahmen. Wir müssen das Gute, das wir in unserem Volke und in unserer Vergangenheit haben — und es ist dessen wahrlich nicht wenig —, zu schätzen und auch, wo es nötig ist, als unser eigenstes Eigentum zu verteidigen wissen. Aber weiter wollen wir auch nicht einen Schritt gehen. Sind auch in den Kriegsoperationen — leider — strenge Gegenmaßnahmen notwendig geworden, so glaube ich nicht, daß es auf rein geistig-kulturellem Gebiet angebracht wäre, gleiches mit gleichem zu vergelten. Es dürfte bald genug eine Zeit kommen, wo man uns Dank wissen wird, daß wir mitten im Haßgeschrei der Welt die blutig notwendige Abwehr von kleinlichen Rachemaßnahmen reinlich zu scheiden gewußt haben. In der Welt der intellektuellen und sittlichen Kultur hat ein Krieg zwischen Völkern keinen Sinn, sondern nur edler Wettstreit und vornehmer Ehrgeiz. Mit Recht hat auch H. Gomperz¹ in seinen Wiener Kriegsvorträgen diesen Gedanken betont. Und wenn schon vom Standpunkte der bloßen Vernunft dieses Verhalten einzig menschenwürdig ist, so noch mehr vom Standpunkte des Christentums, dessen Fortschritt der reinen Menschlichkeit gegenüber gerade darin besteht, daß es uns die Kraft gibt, durch hochherziges Vergessen und Verzeihen dem Feinde die Wege zu einem späteren gegenseitigen Verständnis zu ebnen.

Friedrich Klimke S. J.

Zwei verschollene Nürnberger Weltkarten.

Unter den verschollenen alten Karten nehmen zwei Nürnberger Weltkarten eine bevorzugte Stellung ein. Beide stammen aus der Zeit kurz vor der Entdeckung Amerikas. Sie gehören somit zu den kostbarsten kartographischen Seltenheiten. Beide müssen zudem, wie es scheint, hervorragende kartographische Leistungen gewesen sein.

Die erste ist eine Handzeichnung. Ihr ursprünglicher Besitzer war der kurbayrische Rentmeister Matthäus Bräkl. Als besonderer Freund von Reisebeschreibungen hatte er die „des Marco Polo, Sanct Brandans, Mandevilla, Ulrichs von Friaul und Hanns Schildpergers“ in einem Sammelbande ver-

¹ Philosophie des Krieges in Umrissen. Acht volkstümliche Universitätsvorträge, gehalten zu Wien im Januar und Februar 1915, Gotha 1915, Perthes, S. 101 f.